

Postmoderner Mix für Ermüdete

Peter Gross ist Professor für Soziologie an der Universität St.Gallen und eingefleischter Jazz- und Callas-Fan. Er skizziert im Interview die Unterschiede zwischen den Open airs von heute und vor 20 Jahren. Damals habe er einen starken Zug nach vorn festgestellt, heute eher eine Art postmoderner Ermüdung.

Peter Gross, Sie haben das St.Galler OpenAir im Sittertobel verschiedentlich besucht. Was zieht Sie an dieses Festival?

Zuerst waren meine Kinder am OpenAir. Wir kamen 1990 von Deutschland nach St.Gallen. Wenn man sich hier heimisch fühlen will, macht man nicht nur am Kinderfest oder am ISC-Symposium der Universität mit, sondern lernt auch das OpenAir als eine der wichtigen, breitenwirksamen Veranstaltungen dieser Stadt kennen.

Fühlten Sie sich wohl dabei?

Unsere Kinder waren zwischen 15 und 20. Da war die Freude am Spektakel durch den ängstlichen Blick auf die eigenen Kinder getrübt, die im Tobel mit einer Handvoll Utensilien entschwunden waren. Viele Eltern von Halbwüchsigen denken in diesen Nächten an ihre Kinder und wähnen sie in der Vorhölle.

Musik soll ja das Hauptmerkmal des Festivals sein. Was steht für Sie im Vordergrund?

In erster Linie das Gemeinschaftserlebnis, das heute sonst weitgehend verlorengegangen ist. Ich denke an Dorffeste, Rituale und Prozessionen in meiner Kindheit, die von neuartigen Formen von Exerzitien und Massierungen abgelöst wurden. Dazu gehören nicht nur Fussballveranstaltungen, sondern auch Open airs. Die sozialen Unterschiede, die derzeit ja eher zunehmen, gehen in der Masse flugs verloren. Die Zuschauer konzentrieren sich auf ihre gemeinsamen Idole, ihre neuen Heiligen, die sie nicht mehr auf Prozessionsstangen vor sich her tragen. Die Idole arbeiten sich vielmehr ekstatisch auf der Bühne ab.

Wenn Sie die Open-air-Festivals Ende der 70er Jahre mit den heutigen vergleichen, welche Unterschiede stellen Sie fest?

Zu den grossen Konzerten der 70er Jahre, wie ich sie etwa im Londoner Hyde-Park erlebte, gehörte auch der Protest gegen die Gegenwart und für eine bessere Zukunft. Heute ist das anders. Die jüngere Generation, die dauernd angeherrscht wird, sich vorwärts zu bewegen, ist es müde, unerbittlich auf den Laufsteg gezwungen und vorwärts gejagt zu werden. Techno mit seinen repetitiven Rhythmen scheint zum Beispiel eine dröhnende Verkündigung einer Pause zu sein. Man will nicht zurück in die Vergangenheit, aber auch nicht vorwärts in eine Zukunft, die nicht besser, sondern eher schlechter zu werden scheint. ‹Leute, lasst uns in Ruhe, wir wollen eine Pause.›

Was wollte denn die Musik der 80er Jahre?

Wenn ich etwa an Haevy Metal denke, erinnert mich diese gewalttätige und rohe Musik an Exerzitien, um sich zu stählen für einen Kampf: harte, stampfende Exerzitien für die Schützengräben des Fortschritts.

Das Programm des diesjährigen St.Galler OpenAir ist da etwas bunter und heterogener?

Es ist postmodern. In diesem Mix fehlen nur noch das St.Galler Sinfonieorchester und Cecilia Bartoli, die Mönche vom Kloster Mariensee und Sepp Trütsch. Dann haben wir den kompletten postmodernen Mix. Dieser vergegenwärtigt alle Epochen und Stile in einem gigantischen Kaleidoskop. Er ist eine Art Stillstand oder eine Ermüdungserscheinung in einer Gesellschaft, die streng auf Fortschritt geschaltet hat.

Das St.Galler Festival erinnert zumindest in seinen Anfängen an den Aufbruch von Woodstock und der 68er Generation. Ist davon noch etwas spürbar?

Die Moderne vergisst nichts. Sie hat ein gewaltiges Gedächtnis, und die Speicherindustrie macht enorme Fortschritte. In der Sampling-Technik werden heute die alten Lieder, das Beresina-Lied oder «Oh Haupt voll Blut und Wunden» verfremdet und in einen neuen Modus transformiert. Wichtig sind neue Kombinationen. Es wird gebastelt, was das Zeug hält.

Ist dieses Massenhappening von 25000 Menschen im Sittertobel denn auch eine Möglichkeit, der alltäglichen Individualisierung zu entfliehen?

Individualisierung heisst, dass sich ungeheure Möglichkeitshorizonte auftun, denken wir nur ans Internet, und wir gleichzeitig immer weniger tragende Gewissheiten haben, welche der Möglichkeiten wir wählen sollen. Freiheit macht Angst. Weil wir in diesem dauernden Entscheidungsnotstand leben, entsteht eine Gegenbewegung: Wir Zapper versuchen uns wieder fraglose Gewissheiten zu geben, am einfachsten, indem wir uns dort bewegen, wo das Gesetz der Masse herrscht. Wir lassen uns mittragen im Sound. Die Massierungen resultieren aus der zunehmenden Individualisierung und Atomisierung.

Und die Natur? Das St.Galler Festival spielt in der Sitterschlaufe, also in einer naturgeschützten Zone. Retour à la nature?

An diese zwar hübsche Rechtfertigung des Festivals glaube ich nicht. Natur besteht ja nicht nur aus Wäldern, Feldern, Flüssen und einem Tobel, wichtig für das OpenAir ist auch der Himmel. Das Naturerlebnis wäre entschieden grösser, ginge man in die Höhe statt ins Tobel, vielleicht auf den Säntis, die Hundwilerhöhe oder mindestens den Kinderfestplatz. Wäre das Sittertobel asphaltiert, kämen vermutlich gleich viele Festivalbesucher. Ich denke, für die meisten Jugendlichen ist das Naturerlebnis während des Festivals nicht besonders relevant, es sei denn im Sinne der im Gedächtnis haftenden Schlammschlachten der letzten Jahre.

Sie haben anfangs die Ängste der Eltern um ihre Kinder angesprochen. Was müssten die Organisatoren des Festivals tun, um die Skepsis bei Eltern und auch Behörden weiter abzubauen?

Erste Devise der Unternehmung OpenAir sollte sein, sich nicht nur mit den Kunden abzugeben, sondern insbesondere mit jenen, die ihr reserviert gegenüberstehen – gemäss der Maxime der zeitgemässen Public Relations: «Liebe Deine Feinde.» Gesetzt den Fall, es passierte ein grösserer Unfall, würde ein solches Festival, falls nicht präventiv mit den Kritikern diskutiert wird, wohl Hals über Kopf durch die Behörden gestoppt.



Die Angst vor Drogen- und Alkoholexzessen hat aber doch stark abgenommen?

Das wurde zu einer Art Normalität. Man kann das Problem weder leugnen noch verdrängen. Zum Glück hat man gelernt, leidlich damit umzugehen. Es wurde sehr viel getan, um die Situation zu entschärfen, nicht zuletzt von den Besuchern selber.

Interview: Jörg Krummenacher

St.Galler Tagblatt
Mittwoch, 26. Juni 1996